

CHRISTIANE V. STUTTERHEIM

Die Germanistik muss international werden

Die die Podiumsdiskussion einleitende Frage spiegelt zumindest indirekt die Vorstellung wider, dass es mit der internationalen Germanistik, vielleicht mit der Germanistik überhaupt, bergab geht, und manche Stimme, die man auf DaF-Tagungen und auch in den Medien gehört hat, geht in die gleiche Richtung. Nun mag dies sicher für manche Bereiche des Faches Germanistik in seiner tradierten Ausrichtung zutreffen. Aber als Vertreterin eines Institutes, das in ganz besonderer Weise auf die Auslandsgermanistik ausgerichtet ist, kann ich diese Einschätzung in keiner Weise teilen. Die Entwicklung der letzten Jahre geht eindeutig in Richtung Ausbau. Dies gilt für die Zahl der Studierenden ebenso wie für Kooperationswünsche auf Forschungsebene.

Ich möchte so weit gehen zu behaupten, dass die Bedingungen, Chancen und faktischen Ansätze für eine internationale Germanistik – und damit ist eine institutionelle Verankerung der Germanistik als Hochschulfach im Ausland und deren Anbindung an die Germanistik in Deutschland gemeint – so gut sind wie seit langem nicht. Allerdings erfordert dies die Bereitschaft, die altbewährten und gut eingetretenen Bahnen des philologischen Kanons inhaltlich und methodisch zu erweitern.

Ich möchte zunächst kurz auf die besonderen Bedingungen in der gegenwärtigen Situation eingehen, in denen ich wesentliche Chancen für neue Impulse für die Germanistik sehe. Dann werde ich einige Ideen skizzieren, wie diese Chancen genutzt werden könnten.

Es gibt eine Reihe von politischen und hochschulpolitischen Entwicklungen, die gerade in den letzten Jahren Bewegung in die Germanistik gebracht haben. Angelika Redder ist in ihrem Referat bereits darauf eingegangen.

An erster Stelle sind hier die politischen Veränderungen zu nennen, die Verbindungen mit den Ländern des ehemaligen Ostblockes möglich gemacht haben. Es ist eine Tatsache, dass es in den Ländern Osteuropas ein großes Interesse an der deutschen Sprache gibt. Dies ist auf der Tagung in vielfäl-

tiger Weise zur Sprache gekommen. Hier sind uns große Aufgaben und Chancen erwachsen.

Politische Veränderungen haben Europa zusammenwachsen lassen. Eine gemeinsame Kulturpolitik setzt trivialerweise ein gegenseitiges Verstehen voraus. Hier gibt es bereits erste Projekte, wie z. B. die *Eurolinguistik*: „Im Mittelpunkt steht hier das mehrsprachige Individuum als entscheidend für die Erforschung des Sprachwandels und der Sprachentwicklung.“ (uni report 2/02, Uni Mannheim, S. 2). In diesem Zusammenhang kommt der germanistischen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft, wenn man sie sprachvergleichend konzipiert, eine Schlüsselaufgabe zu. Dazu müssen sie freilich aus ihrem ganz auf muttersprachliche Studenten zugeschnittenen Lehrkanon heraustreten.

Für einen solchen Wandel schafft die derzeit im Gange befindliche Hochschulreform gute Möglichkeiten. Die von bildungspolitischer Seite geforderte Umstrukturierung der Hochschulstudien nach dem Muster gestufter BA/MA-Studiengänge, könnte und sollte genutzt werden, um ein differenzierteres, an den Berufsmöglichkeiten der Studierenden orientiertes Angebot neben den klassischen philologischen Kanon zu stellen.

Eine weitere Voraussetzung ganz anderer Art liegt in dem mittlerweile erreichten Forschungsstand. Sprachwissenschaftliche Theorien und Methoden, gerade auf Gebieten wie Zweitspracherwerb oder Sprachtypologie wurden in den letzten Jahren so weit vorangetrieben, dass systematische vergleichende Forschung auf allen Ebenen sprachlicher Strukturen und auch von Sprachverwendungsaspekten durchgeführt werden können.

Wir sollten also nicht über den Verfall der „klassischen“ Germanistik lamentieren, sondern überlegen, wie man diese Situation am besten im Interesse unserer Ziele – und die sind hier fundierte Ausbildung in germanistischen Fächern für das Inland und Ausland – nutzen kann. Dazu sollte man zunächst einige grundlegende Überlegungen anstellen, so wie sie auch in den Vorträgen der Kollegen aus dem Ausland in ihrer Bedeutung immer wieder angerissen wurden (vgl. z. B. die Überlegungen zur Motivation bei Durrell).

Wieso interessiert man sich für eine bestimmte Sache, für ein bestimmtes Gebiet, beispielsweise für die deutsche Sprache?

Hier sind im wesentlichen drei Gründe zu nennen:

Der erste ist die – oft gar nicht weiter erklärbare – Faszination durch die betreffende Sache. Das Deutsche ist ohne jeden Zweifel eine der am intensivsten erforschten Sprachen der Welt. Dies allein macht es sicher nicht unbedingt interessant und faszinierend. Aber es sind gute Voraussetzungen dafür gegeben, die man entsprechend fördern und stärken muss.

Der zweite Grund ist die Bedeutung und der Rang der Forschung auf diesem Gebiet, hier also der Forschung zur deutschen Sprache. Ich glaube nicht, dass man das Deutsche grundsätzlich mit anderen Methoden erforschen soll als beispielsweise das Englische oder das Japanische. Aber es gibt ja auch

so etwas wie die Stärke in einer bestimmten Forschungstradition, die sich durch eine bestimmte Ausrichtung auszeichnet. Wenn man generative Grammatik studiert, dann besitzt das MIT die größte Attraktion, und wenn man Computerlinguistik studiert, dann geht man vielleicht nach Saarbrücken oder nach Edinburgh. Wenn es gelingt, bei der Erforschung des Deutschen eine bestimmte starke Forschungstradition aufzubauen, dann wird dies die Attraktivität der Germanistik im Ausland fördern.

Der dritte Grund liegt eher im praktischen Bereich. Das reine Erkenntnisinteresse genügt im allgemeinen nicht, um jemanden zur intensiven, vielleicht lebenslangen Beschäftigung mit dem Deutschen zu animieren – man muss auch davon leben können, sei es innerhalb der Universität als Germanist, sei es in einem sonstigen Beruf, in dem Vertrautheit mit der deutschen Sprache und Kultur erforderlich sind. Es müssen daher Bedingungen geschaffen werden, die im Hinblick auf eine Berufspraxis vielversprechend sind und die, darüber hinaus, das Studium der Germanistik hier zu einem Erlebnis machen, an das man gerne denkt und für das man im eigenen Land, gegründet auf eigene Erfahrung, wirbt.

Was bedeuten diese übergreifenden Ziele nun für die konkrete Umsetzung? Ich werde mich hier auf zwei Punkte konzentrieren, die sich aus meinen Erfahrungen an einem Institut ergeben, das auf die besonderen Interessen von Germanistikstudenten aus dem Ausland abgestellt ist.

Sehr wichtig ist – und hier stehe ich im Gegensatz zu einigen auf der Tagung geäußerten Meinungen –, dass man nicht eine nationale von einer internationalen Germanistik unterscheidet. Ich bin nicht der Auffassung von Hardarik Blühdorn, der davon spricht, dass die Auslandsgermanistik im allgemeinen andere Fragen an den Untersuchungsgegenstand Sprache stellt als die Inlandsgermanistik. Man sollte die Unterscheidung in Auslands- und Inlandsgermanistik auf ihre rein lokale Bedeutung beschränken, und damit keine inhaltlichen Teildisziplinen eröffnen wollen. Vielmehr sollte die Germanistik insgesamt die Fremdperspektive in ihren philologischen Kanon aufnehmen. Die ausländischen Studenten dürfen nicht – wie das doch immer wieder geäußert wird – als zusätzliche Last angesehen werden. Konturen werden oftmals nur von außen sichtbar, in diesem Sinne sollten Nicht-Muttersprachler in ihrer besonderen Kompetenz als Bereicherung integriert werden.

Man darf es jedoch nicht bei der Formulierung von schlagwortartigen Postulaten belassen. Was kann sich konkret hinter einer solchen Forderung verbergen? Es müssen Lehr- und Forschungskontexte geschaffen werden, die den Zusammenschluss von Innen- und Außenperspektive aus der Sache heraus begründen. So müssen Komparatistik bzw. allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft in entsprechend internationaler Vernetzung institutionalisiert werden. Ein sehr ermutigendes Beispiel aus der Lehrpraxis am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie soll dies illustrieren. Im Rahmen eines über lange Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes zur vergleichenden Textlinguistik hat sich eine Magi-

stranden- und Doktorandengruppe entwickelt, die gewissermaßen sternförmig aus der Sicht sehr unterschiedlicher Herkunftssprachen mit dem Deutschen als *tertium comparationis* in Methodik und Fragestellung parallel ausgerichtet arbeitet. Ich kann sagen, dass die Studenten dies höchst faszinierend finden, nicht zuletzt weil sie ihre besondere Kompetenz und ihre besonderen Interessen einbringen können. Mittlerweile sind Absolventen an ihre Hochschulen zurückgegangen und bauen in ihren Herkunftsländern eigene Teilprojekte auf (z. B. Japan, Korea, Marokko, Polen).

Wichtig erscheint mir – und das ist der zweite Punkt –, dass die Ausbildungsmöglichkeiten im Inland verbessert werden. Hierzu zählen mit ganz wesentlicher Bedeutung die praktischen Bedingungen, die die Studierenden vorfinden. Das beginnt mit elementaren Voraussetzungen wie Wohnung, Aufenthaltsberechtigung, Studienzugang. Dazu gehören weiterhin klare, möglichst einheitliche und transparente Anerkennungsmodalitäten für im Ausland absolvierte Studien, aber auch eine Berücksichtigung der Studienlandschaft und Berufsstrukturen im Ausland in der Weise, dass ausländische Studierende nicht noch besonders große Hürden zu überwinden haben. Kombinationsmöglichkeiten und Durchlässigkeit zwischen In- und Auslandsgermanistikstudiengängen sind unbedingt verbesserungsbedürftig.

Zu diesen aus Studiensicht eher externen Gründen zählt natürlich auch die finanzielle Grundlage für ein Studium im Ausland. Die Erfahrung an unserem Institut zeigt, dass Studierende in einer frühen Studienphase und über einen längeren Zeitraum in Deutschland gefördert werden sollten. Kontakte auf Wissenschaftlerebene sind zwar notwendig, aber eine Einbindung in gemeinsame Forschungsvorhaben ist fast nur zu erreichen, wenn von Beginn des Studiums an eine Auslandsausbildung möglich ist.

Schlussbemerkung: Gegenwärtig dominiert bei uns eine eher pessimistische Haltung, was den Stellenwert des Deutschen als Fremdsprache und der Germanistik als Fremdsprachenphilologie betrifft. Sie findet sich in der kulturpolitischen Diskussion, in der das Deutsche bereits als prominentes Opfer der kulturellen Globalisierung zu Grabe getragen wird (vgl. als Vertreter R. Hochhuth in seiner Rede zum Grimm-Preis 2002), ebenso wie in der Fachdiskussion. Berichte von Kollegen aus dem Ausland, die auch hier im Rahmen der Tagung vorgetragen wurden, haben den Rückgang des Deutschen als Fremdsprache mit Zahlen untermauert. Dennoch denke ich, dass man die Lage auch aus einer anderen Sicht interpretieren kann und im eigenen Interesse interpretieren sollte.

Was das Interesse am Deutschen als Fremdsprache angeht, so steht dem Rückgang in einigen Ländern der Anstieg in anderen gegenüber. Entsprechendes gilt auch für die Germanistik als Fach im Ausland. Hier überschreitet das Interesse an Kooperation und Austausch bei weitem die bereit gestellten Mittel. Als Leiterin eines Institutes mit programmatischer Auslandsorientierung kann ich sagen, dass viele lohnende Projekte im Zusammenhang mit Ausbildung, Studienplanung und gemeinsamer Forschung aus

Mangel an Personen und finanziellen Mitteln nicht durchgeführt werden können. Gefordert ist hier die Kulturpolitik, die mit Investitionen in den Export deutscher Sprache und Kultur – wie vielfach erörtert – ein sehr viel breiteres Fundament für die internationale Zusammenarbeit auf allen Ebenen des Kontaktes legen könnte.

Nun können wir die Kulturpolitik nur in gewissen Grenzen beeinflussen. Aber auch von seiten der Wissenschaftler ist ein wichtiger Beitrag zu leisten. Ich bin überzeugt, dass das Interesse an der Germanistik im Ausland in erster Linie durch herausragende Forschung erhalten und neu geweckt werden kann. Die Germanistik kann sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in der Sprachwissenschaft auf einen reichen Fundus an Fragestellungen, Erkenntnissen und Methoden aufbauen. Dies zu vermitteln, aufzuzeigen und in internationalen Forschergruppen fortzuführen, muss unser Ziel sein.